

Karl Hackenschmidt

(1859 — 1915)

Ein deutscher Sänger und
Prophet des Elsasses

Von

Otto Michaelis.

Mit einem Bildnis Hackenschmidts.



Straßburg,

Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt,
vorm. R. Schulz & Co.

1916.

46



Karl Hackenschmidt

(1839 — 1915)

CDHF
Haut-Rhin

№ 2337

Ein deutscher Sänger und Prophet des Elsasses

Von

Otto Michaelis.

Mit einem Bildnis Hackenschmidts.



Straßburg,
Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt,
norm. R. Schulz & Co.

1916.

Karl Hackenschmidt.

Wer war Karl Hackenschmidt? Die Titel und Würden, die ihm das Leben gab, sind schnell aufgezählt: evangelischer Pfarrer an Jung St. Peter in Straßburg, der wunderschönen Stadt, und der evangelischen Theologie Doktor. Wer aber war er seinem inneren Wesen und seiner Bedeutung nach? Das läßt sich mit wenigen Worten nur andeuten. Hoffentlich wird uns bald ein ausführliches Charakterbild und eine Lebensbeschreibung Hackenschmidts geschenkt, die einen tieferen Einblick in Wesen und Werden dieses seltenen Mannes, der am 10. November 1915 im Alter von 76 Jahren von uns geschieden ist, weiteren Kreisen verstattet. Hackenschmidt war ein Seelsorger von heiligem Pflichtgefühl, ein Prediger von hoher Eigenart, ein gelehrter Theologe, und als solcher zeitlebens ein begeisterter Jünger deutscher Wissenschaft, ein Volksschriftsteller von Gottes Gnaden, ein geistvoller Mensch, ein Christ von tiefem Ernst der Lebensauffassung, dabei mit köstlichem schalkhaftem Humor ausgestattet. Vor allem aber auch ein tapferer aufrechter deutscher Mann, einer der besten Vertreter des deutschgesinnten Elsässertums. Als solcher möge er in dieser Schrift zu Worte kommen. Er hat wahrhaftig auch nach seinem Tode noch seinen engeren Landsleuten, aber überhaupt allen, die ein deutsches Elsaß auch in Zukunft wollen, allerlei zu sagen. Im Jahre 1907 gab

Hadenschmidt einmal der Gewißheit Ausdruck, „daß der Tod, der uns abrufst, zugleich réveil bläst zu neuem Wirken“. Möchte doch dies Wort auch insofern in Erfüllung gehen, als des geistvollen Theologen Werke größere Verbreitung fänden! Kein Bibelfreund sollte sich z. B. die „Licht- und Schattenbilder aus dem Alten Testament“, die Schriften über den Propheten Jeremia und den Propheten Daniel *) entgehen lassen. Ein jedes dieser Bücher ist eine Fundgrube reifster und reichster Lebensweisheit. Aber auch der deutsche Patriot Hadenschmidt soll unvergessen bleiben. Ihm seien diese anspruchslosen Blätter gewidmet.

Im Schatten des Straßburger Münsters wurde Karl Hadenschmidt am 14. März 1839 geboren. Sein Vater war ein kernfester Handwerksmeister, der es durch Treue und Fleiß vom Lehrling zum Besitzer eines weithin angesehenen Korbwarengeschäftes gebracht hatte. Der Sohn hat dem Vater in einer prächtigen Schrift (Vater Hadenschmidt, ein christliches Handwerkerbild, Straßburg, 1901) ein Denkmal gesetzt. Viel verdankte Hadenschmidt seinem Elternhause. Hier wehte ein frommer Geist.

Ein weiter Weg liegt vor uns offen,
Wohin er führt, weiß Gott allein,
Wir wollen glauben, lieben, hoffen
Und Ihm nur unser Leben weihn.
Ob auch Gefahren uns umstürmen,
Ob einst auch unser Auge bricht,
Der Glaube steht, ein Fels in Stürmen,
Die Liebe stirbt im Tode nicht.

*) Die obengenannten Werke erschienen alle im Verlag von C. Bertelmann, Gütersloh.

So hatte einst, „als der Großvater die Großmutter nahm“, der alte Haden Schmidt als Bräutigam der Erforenen seines Herzens zugerufen. Und ein halbes Jahrhundert später bekannte er am Tage seiner goldenen Hochzeit:

Kennt ihr die Hand, die an dem Traualtare
Den Himmelsbund der Seelen weiht,
Die Kränze flicht, die einem jungen Paare
Erblihn für Zeit und Ewigkeit?
O diese Hand, sie hat auch uns verbunden,
Hat uns für alle Zeit vereint,
Und nun, da fünfzig Jahre hingeschwunden,
Die Gnadensonne noch uns scheint!

Kennt ihr die Hand, die auf dem Lebenspfade
Sich Jedem reicht, der nach ihr schaut,
Die Jedem beisteht, der nicht eig'nem Räte
Und eig'nem Willen sich vertraut?
O diese Hand, sie hat auch uns geleitet
Auf langer Straße, stark und treu,
Hat uns die Wege sicher zubereitet,
Geschützt mit jedem Tage neu!

Der fromme Sinn, der sich in diesen Versen ausdrückt, befundete sich auch in dem regen Anteil, den Vater Haden Schmidt am kirchlichen Leben Straßburgs und vor allem an Werken christlicher Barmherzigkeit nahm. Seine besondere Liebe und ganze Hingabe galt der *Neuhofanstalt*, einem Rettungshause für verwaiste und gefährdete Kinder, deren Vorstand er ein halbes Jahrhundert hindurch angehörte. 49 mal — gewiß etwas Einzigartiges in der Geschichte der Innern Mission in Deutschland! — hat der wackere Mann an den Jahresfesten der Anstalt den Bericht über ihre Erlebnisse erstattet!

Zu der frommen Sinnesrichtung des Vaters stimmte trefflich das Wesen der Mutter. Der Sohn hat ihr bezeugt, daß sie eine stille, fromme Seele gewesen sei, die früh ihren Anker in das Land der Ewigkeit geworfen habe.

So verdankte Haden Schmidt seinem Elternhause das Beste, was Kinder von ihren Eltern empfangen können: einen aufgeschlossenen Sinn für die Welt der Religion, und jenes strenge Pflichtgefühl, das sich für all sein Tun und Lassen Gott verantwortlich weiß.

Aber nicht bloß tiefgehende religiöse Eindrücke fürs Leben empfing Haden Schmidt im Vaterhause. Auch seine Liebe zu deutscher Sprache, deutscher Dichtung und deutscher Geistesart war väterliches Erbteil. Nicht als ob der alte Haden Schmidt in jener Zeit, da das Elsaß noch zu Frankreich gehörte, ein offener oder heimlicher Gegner des französischen Staates gewesen wäre. Auch Männer, wie er, so ganz deutsch im Kerne ihres Wesens und mannhafte Verfechter deutscher Art gegenüber allen Verwelschungsbestrebungen, waren in allemannischer Treue dem französischen Staat ergeben. Man glaubte, französische Vaterlandsliebe und zähes Festhalten an der väter deutschen Art sehr wohl miteinander vereinigen zu können. Es gab in Straßburg keinen begeisterteren Freund der deutschen Dichtung als den ehrenfesten Korbmacher in der Krämergasse, der sich seinen Schiller, Körner, Uhland oder Schwab vom Bücherschaft herunterholte, wenn der Seierabend herannahte, und der bis ins hohe Alter selbst nach Art der alten Meistersinger sich in der feinen Kunst des Dichtens übte. Aber der Wunsch, oder auch nur der Gedanke, daß das Elsaß seinem Mutterlande wiedergegeben werden möge, ist ihm wohl nie gekommen. Fast durchweg war es die Anschauung der deutschen Dichter des Elsasses in der Zeit von 1815 bis 1870, daß ihr

Herz gewissermaßen zwei Vaterländern dienen könne, dem französischen, dem sie als Bürger angehörten und dessen ruhmvolle Geschichte sie mit stolzer Freude miterlebt hatten, und dem deutschen, in dessen Sprache sie miteinander und zu ihrem Herrgott redeten und ihre Harfe ertönte.

„Meine Leier ist deutsch, sie klingt von deutschen Gesängen,
Liebend den gallischen Hahntreu, ist französisch mein Schwert.
Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen:
Elsaß heißt mein Land! Elsaß dir pochet mein Herz!“

So bekannte einst der elsässische Dichter **E h r e n f r i e d**
S t ö b e r (1779—1835), und als man, gewiß nicht ohne Grund, rechts des Rheins diese Auffassung des elsässischen Dichterkreises als etwas Zwitterhaftes bemängelte, verteidigte sie ein anderer elsässischer Dichter, **K a r l F r i e d r i c h**
H a r t m a n n (1788—1864), mit den Worten:

„Ein Frankenherz und deutsche Sprach',
Sind dem Alsatien keine Schmach,
Wie's auch die Fremde deute.“

Der große elsässische evangelische Theologe **E d u a r d**
R e u ß (1804—1891) gab zwar, als die Verwelschungsbestrebungen der französischen Regierung mit Kraft einsetzten, die Losung aus „Wir reden deutsch“ und begründete sie 1838 u. a. mit folgenden prächtigen Worten:

„Wir reden Deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Aneignung und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben

wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufeln wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthandel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer, unsers Ursprungs vergessend, um des eitlen Glitterstaates napoleonischer Lorbeeren willen noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsere Meistersinger müssen die Wurzeln der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen.“

Aber auch er stand doch auch auf dem Standpunkt:

„Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben.... Das deutsche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zusagen.... Unsere kriegerischen Erinnerungen wie die Rechte, welche unsere bürgerlichen Verhältnisse ordnen, sind uns lieb geworden; beides aber knüpft das Elsaß unzertrennlich an Frankreich, beides macht die Elsässer mit der Sprache Frankreichs vertraut und gewöhnt sie an die einst fremden Klänge. Eine Antipathie gegen Frankreich existiert nicht in unserem Lande.“

So haben auch diejenigen Elsässer, denen es zu danken ist, daß die mächtige, immer stärker anschwellende Welle des Franzosentums nicht das ganze Land überflutete, ihrer Heimat nur die Eigenart einer deutschen Kulturprovinz im Rahmen des französischen Staates wahren wollen. Diesen Rahmen zu sprengen, darauf war ihr Sinnen und Trachten nicht gerichtet und nur ganz selten klingt leise etwas wie schwermütige Klage über die Trennung von Altdeutschland und prophetisches Ahnen einer Zukunft durch, die diesen uralten deutschen

Gau seinem alten Vaterlande wiedergeben wird. Ein naher Freund Vater Haden Schmidts, der Drechslermeister und Meistersinger Daniel H i r z (1804—1893), schließt einen Preisgesang auf das Straßburger Münster mit den merkwürdigen Worten:

Nun steht schon manch Jahrhundert
Das stolze Selsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus.

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheintal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Sürwahr! s'wär' zu beneiden,
Umschläng's e i n festes Band!

Derwächst zu e i n e m Stamme
Dies Volk einst und dies Tal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!

Solches traumhafte Raunen von einer kommenden deutschen Zeit ist, wie gesagt, etwas durchaus Vereinzelt im elsässischen Dichterwald gewesen. Man hat auch bei Daniel H i r z mehr den Eindruck, daß er mit dem Gedanken spielt, als daß er ihn ernsthaft durchdenkt und durchlebt. Ein deutsches Elsaß will man nicht im politischen, sondern nur im kulturellen Sinne. Erst wenn wir diese allen auf politische Umgestaltung abzielenden Zukunftsplänen abgeneigte Stimmung auch der Vertreter deutschen Geistes im Elsaß uns vergegenwärtigen, bekommen wir einen

Blick dafür, was es zu bedeuten hatte, wenn im Jahre 1859 beim Anblick französischer Siegesfahnen, die vom Münsterthurm im Winde flatterten, ein elsässischer Theologiestudent in die Worte ausbrach:

Wehet, wehet, welsche Fahnen,
In die Ferne weit hinaus
Und verkündet siegesjubilnd
Deutsche Schande deutschem Haus!

Wenn vielleicht dort drüben einer
Ihnen zorn'ge Tränen weihet,
Der soll lernen: Durch die Buße
Geht die Tür zur bessern Zeit!

Ei, so wehet nur, welsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.

Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubilnd
Deutschlands neue Herrlichkeit!

Das ging wahrlich aus einem andern Ton! Der hier redet, Karl Haden Schmidt, hatte mit der Zwitterhaftigkeit der Doppelkultur gebrochen. Hier war nicht mehr das bedächtige „Sowohl — als auch“ seiner Landsleute, nicht mehr jenes unglückselige zwei Herren dienen. Stürmische Liebe zu deutscher Art hatte in dieser leidenschaftlichen Jünglingsseele die Nebel, die über dem geistigen Leben des Elsasses lagen, zerteilt. Wofür dieser Elsässer erglühte, das war nicht bloß Erhaltung deutscher Sprache und Sitte im französischen Elsaß, sondern das war ein größeres Deutschland auch in politischer Beziehung,

Wiedervereinigung seiner Heimat mit dem alten Mutterlande, dem es durch anderthalb Jahrtausende angehört hatte. Hier sprach ein echter Dichter — wie prachtvoll ist der Schwung und die Kraft seiner Worte! — und ein fühner deutscher Prophet.

Dasselbe gilt von einem drei Jahre jüngeren Gedicht:

Jugendswärmen.

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen wunderschön,
Wie auf der weiten Erde
Kein schöneres zu sehn.
Es ist ein deutsches Mädchen,
Drum bin ich ihm so gut,
Hat einen deutschen Namen
Und warmes, deutsches Blut.

Es ist ihr Kleid gewoben
Aus grünendem Gefild,
Drauf tausend Städt' und Dörfer
Gestickt zu buntem Bild;
Die schlanken Lenden gürtet
Der Rheinstrom hell und klar,
Des Wasgau's Eichenkrone
Umspannt das goldne Haar.

An ihrem stolzen Busen
Erglänzt ein Edelstein,
Der glüht wie Gold so feurig
Im Abendsonnenschein:
Es ist ein alter Münster,
In roten Stein gehau'n,
Dran manches Schmutzgebilde
In alter Pracht zu schau'n. —

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen süß und traut;
Ihm schlägt mein Herz voll Sehnen,
O Elsaß! meine Braut!
Es ist ein deutsches Mädchen...
Doch, ach! vom Westen dort
Kam einst ein falscher Greier
Mit falschem Liebeswort.

Mit falschem Liebesworte
Hat er die Maid berückt,
Und wie ihr Ohr sie neiget,
Hat er sie schon umstrickt,
Hat er sie schon umfangen; —
Mein Mädchen, keusch und frei,
Hat mir ein Bub gestohlen,
Mir bricht's das Herz entzwei! —

Mein Lieb! ich hab's geschworen
In deinem heil'gen Dom,
Ich hab's aufs neu geschworen
Am heil'gen Rheinesstrom:
Ist erst mein Arm erstarrtet,
Will fürchten ich mich nicht,
Ich werf dem welschen Räuber
Den Handschuh ins Gesicht!

Ich hole aus der Scheide
Mein deutsches Schwert mit Mut,
Es treten mir zur Seite
Wohl hundert Kämpfen gut.
Dann ziehen wir mit Jubel
Hin vor die Burg ins Feld,
Wo er mit Zauberbanden
Die Braut gebunden hält.

Dann wecken wir die Beiden
Aus ihrer sünd'gen Lust;
Ich rei dem welschen Buben
Mein Liebchen von der Brust.
Ich drück's an meinen Busen
Mit warmer Liebesglut:
Jetzt sollst du, Elsaß, spüren,
Wie deutsche Liebe tut!

Noch ein anderes Gedicht aus jener Zeit verrät die starke Gegensätzlichkeit Hackenschmidts gegen französisches Wesen, namentlich gegen die übeln Seiten französischer Art, welsche Leichtfertigkeit und Leichtlebigkeit. „Bursch und Bummler“ ist es überschrieben. Mit diesem Gedicht hat er einige Welsche, die in Beziehungen getreten waren zu der Studentenverbindung „Argentina“, der Hackenschmidt angehörte und in der er mit Eifer die deutsche Sache verfocht, glücklich wieder herauskomplimentiert.

Bursch und Bummler.

S'ist nichts mit dem welschen Bummler,
Bin froh, daß ich keiner bin!
S'ist nichts mit dem welschen Bummler,
Ohne freien Burschensinn!

Auf der Kneipe stets der letzte,
In den Salons vorne d'ran; —
Bei den Gräulein und Philistern
Ist er stets im Korb der Hahn.

Gräulein sowie Professoren
Sehn den feinen Herren gern,
Doch der Bursche schaut verächtlich,
Schmeckt den Bummler schon von fern.

Welsche Bummler, arme Leute!
Herz schlägt kalt in kalter Brust,
Nicht regt sich beim Klang der Kneipe
Des Gemütes Burschenlust!

Bummler ist mit allen freundlich,
Drückt rechts und links die Hand,
Bursche weiß auch zu verachten!
Seine Lieb' ist stark entbrannt! —

S'ist nichts mit dem welschen Bummler;
Deutscher Bursche lebe hoch!
Ist er auch ein plumper Michel,
Echtes Gold bewährt sich doch!!

Das echte Gold eines tiefen Gemütes blinkt uns
entgegen in dem folgenden, ebenfalls aus dem Jahre 1859
stammenden ernstesten Liede des Straßburger Studenten:

Hinter'm Sarge.

Ach das war ein stilles Klagen:
Glocken klangen dumpf herab,
Als man sie hinausgetragen
In der Erde stilles Grab.

Traurig folgt ich ihrem Sarge
Bis zum letzten Ziele zu.
In dem Auge keine Träne,
In dem Herzen keine Ruh'!

Und die Leute auf den Gassen
Sie entblößten still das Haupt,
Beteten für die im Sarge,
Die so früh der Tod geraubt. —

„O, ihr lieben guten Leute,
Für die Tote betet nicht;
Einer gehet hinter'm Sarge,
Dem's noch mehr an Trost gebracht!“

In einem andern Liede des Studenten bricht die heiße Liebe zu seiner elsässischen Heimat wieder in hellen Flammen hervor:

Abschied.

Und als die Stund' des Abschieds war gekommen,
Die Lieben mich verlassen allzumal,
Bin ich auf einen hohen Fels gekommen,
Das liebe Tal zu schau'n zum letztenmal!

Da lag es vor mir, still im Abendfrieden,
Mit seinen Hütten und mit seiner Ruh'!
Die Glocken tönnten Friede zu den Müden
Und riefen mir den letzten Abschied zu.

Und stille ließ ich meine Blicke streifen
Von einem End' zum andern durch das Land,
Als wollt' ich tief mir in das Herze prägen
Das liebe Bild, das mir so bald entchwand!

Als wollt' ich satt mich schauen, satt für immer,
An seinen Bergen, ernst und sonnenklar,
An seinen Wäldern, die ich oft durchwandert,
An seinem Frieden, der auch mein einst war, —

Bis sich mein Aug' mit heißen Tränen füllte, —
Da wandt' ich still den Blick zum Himmelszelt,
Da hob ich auf den Wanderstab vom Boden
Und bin hinaus gewandert in die weite Welt. —

Schwer ist ihm also der Abschied geworden. Aber es war doch gut, daß Haden Schmidt damals und auch in

den folgenden Jahren häufig zum Wanderstabe griff. Größere Reisen führten ihn nach Paris, vor allem aber nach Deutschland. Anders als viele seiner Landsleute, die ohne zwingenden Grund niemals die Gelegenheit benutzten, über die Grenzpfähle ihrer kleinen Heimat einmal hinüberzuwandern, weitete Haßenschmidt seinen Geist und schärfte sein Auge, indem er in Altdeutschland, zunächst um gelehrten Forschungen nachzugehen, längere Zeit sich aufhielt. So oft er dann nach Straßburg zurückkehrte, mußte er mit Schmerz gewahren, daß der wackere Kampf der deutschgesinnten Elsässer wider die mit Hochdruck einsetzenden Verwelschungsbestrebungen der französischen Regierung immer mehr zur Erfolglosigkeit verurteilt schien. Er hat später einmal die allmähliche Verwelschung seiner Vaterstadt in seiner frischen, schalkhaften Schreibweise folgendermaßen geschildert:

„Nun wurde der Beamtenstand erneuert, vom Präfekten bis zum Feldhüter wurden alle Posten mit Männern besetzt, die dem Kaisertum treu ergeben waren. Zahlreiche französische Beamte kamen ins Land, die meisten voll Verachtung für alles Straßburgerische, mit Ausnahme des Bieres und der Gänselebern, und entschlossen, diese halsstarrigen, teutonischen *raisonneurs*, diese *têtes carrées d'Alsaciens* gründlich zu ducken. Wie einst die Revolutionsmänner die *citoyennes* aufgefordert hatten, ihre altdeutsche Tracht abzulegen, *parce que leurs cœurs sont français* (weil ihre Herzen französisch sind), so hieß es jetzt: Sort mit der deutschen Sprache, redet französisch! Und wer *Carrière* machen wollte, ließ sich das nicht zweimal sagen. Besonders die Volksschullehrer hatten den strengen Befehl, die arme Schuljugend zum Französischreden zu drillen, in den höheren Schulen verstand sich das von selbst. Mehr als die früheren Regierungen mußte Napoleon seinen

Thron mit Glanz und Macht zu umgeben und Paris zur Hauptstadt der Welt zu machen. Die Straßburger waren zwar der Mehrzahl nach antikaiserlich und republikanisch, aber der Kaiser imponierte ihnen doch und wurde, wenn er kam, begeistert begrüßt. Mit dem allgemeinen Stimmrecht, das Napoleon eingeführt hatte, um den Franzosen Sand in die Augen zu streuen, war auch das Interesse an der Politik erwacht, und begierig wurden die Pariser Blätter verschlungen. Und als erst Frankreich zwei Kriege siegreich beendigte, da schienen die glorreichen Tage Napoleons des Großen wiedergekehrt, man sah Frankreich an der Spitze der Nationen und schaute gar geringschätzig auf das zerstückelte und ohnmächtige Deutschland herab. An der Akademie, deren medizinische Fakultät mit Recht berühmt war, studierten viele französische Jünglinge, und die Häuser schlossen sich ihnen gern auf, sie stellten die einheimischen Studenten und deren weniger feine Manieren in den Schatten, und mehr als einer verstand es, sich in das Herz einer jungen Straßburgerin einzuschmuggeln.

In dieser Weise geschah es, daß zahlreiche Straßburger Familien ein französisches Gewand anzogen. Die Töchter fingen an, französisch zu reden, das klang so viel feiner und vornehmer als deutsch! Die Mutter machte mit, sie fand es so vorteilhaft, daß die Dienstmagd von dem, was geredet wurde, nichts verstand. Zuletzt kamen notgedrungen auch die Väter. Dann mußte das spießbürgerliche Mobiliar einem neuen, nach Pariser Mustern, Platz machen. Auf dem Mahagonitisch im Salon lagen Lamartine und Victor Hugo und gaben zu gebildeten literarischen Konversationen Anlaß; für deutsche Dichter hatte man wenig mehr übrig. Mit der Bildung änderten sich auch die Sitten. Wer die Mittel hatte, machte ein großes Haus und gab viel aus für

Glanz und Schein, und manche junge Leute nahmen sich die Pariser Lebewelt zum Vorbild.“

Namentlich Ende der 60er Jahren setzte die französische Regierung schließlich alle Hebel in Bewegung, um deutscher Sprache und deutschem Stammesbewußtsein den Garaus zu machen. So wurden z. B. an dem alt ehrwürdigen, 1538 gegründeten Straßburger Protestantischen Gymnasium, das Haßenschmidt ebenso wie sein Vater einst besucht hat, die alten Lehrer mit altfränkischer Art und mangelhaftem Französisch rücksichtslos abgetan und durch korrekte Franzosen ersetzt. Wie Haßenschmidt später selbst bezeugte, herrschte das Gefühl allgemein: Es geht nicht anders. Wir Elsässer müssen aus unserer Zwitterstellung heraus, wir müssen Franzosen werden! Der Widerstand gegen das Drängen der Regierung ist doch aussichtslos! Mit Tränen im Auge sagte ihm ein hochangesehener Straßburger Pfarrer: „Zwei Generationen werden darüber zugrunde gehen, es ist hart. Aber das Opfer muß gebracht werden!“

„Doch siehe! Es ging wie in der Geschichte Abrahams! Als schon das Messer gezückt war, wurde das Opfer überflüssig, in letzter Stunde wendete sich das Blatt, es kam anders, ganz anders als die einen hofften und die andern fürchteten.“ Die Befreiung von der scheinbar schließlich unentrinnbar gewordenen Gefahr, der völligen Verwelschung anheimzufallen, brachte das große Schicksalsjahr 1870.

Als in den Julitagen plötzlich der Krieg ausbrach, finden wir Haßenschmidt als eben in sein Amt neu eingeführten Pfarrer in dem Dorfe Jägerthal. Jägerthal liegt unweit von Gröschweiler. So erlebte Haßenschmidt die weltgeschichtlichen Ereignisse der Kämpfe bei Wörth am 6. August 1870 aus nächster Nähe. Einige seiner Kriegserlebnisse hat er uns in einer Elsässischen

Volkschrift geschildert. („Vor vierzig Jahren. Kriegserlebnisse“. Straßburg 1910.)

Soldaten fragten ihn, in welcher Himmelsgegend Berlin liege.

„Wir werden in zehn Tagen dort sein“, meinte einer.

„So schnell wird es, wie ich fürchte, doch nicht gehen!“ erwiderte ich lächelnd.

„Warum nicht?“ schallte es heftig zurück.

„Weil zwischen hier und Berlin aller Wahrscheinlichkeit nach ein paar Preußen stehen werden!“

„Prussien toi-même,“ lautete die zornige Antwort. Sie schienen zu überlegen, ob sie mich nicht als Spion verhaften sollten. Ich war froh, als zwischen ihnen und mir ein paar Hektometersteine standen.

Der Eindruck, den die französische Armee, soviel wir davon sahen, auf uns machte, war, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, nicht gerade sehr günstig. Die Offiziere, die wir zu sprechen Gelegenheit hatten, schüttelten den Kopf über das lange Zögern an der Grenze und äußerten ihren Unwillen über die mangelhafte Vorbereitung. Und trotzdem kam uns der Gedanke nicht, daß der Krieg anders als mit einem Sieg Frankreichs endigen könnte. Was den Franzosen an Taktik und Berechnung abgeht, das ersetzen sie durch Beweglichkeit und ihr Feuer, dachten wir — bis zum 25. Juli, einem Montag. Da kam ein Bauersmann aus Wörth ins Tal und erzählte ganz bewegt, wie am Morgen dieses Tages ein Duzend feindlicher Reiter, die Pistole in der Faust, durch das Städtchen gesprengt sei. Nach Tisch berichtete der Werkbote, der jeden Tag mit Aufträgen nach Niederbronn zu gehen pflegte, der Feind sei hinter Gundershofen gesehen worden, und es sei von Niederbronn aus eine Schwadron Jäger auf die Suche gegangen. Am Dienstag erfuhren wir das Scharmüchel auf dem Schirlen-

hof und den Tod des Leutnants Winsloë, etwas später die gelungene Flucht Zeppelins, des Anführers der tollkühnen Schar. Von der Neehweiler Höhe hatte er in unser Tal hinabgesehen. Dem Täufer im Sulztal, von dem er sich Wein geben ließ, erzählte er: „Wenn ich eine Glinte gehabt hätte, so hätte ich den Soldaten da unten eins aufgebrannt!“ — Die letzte Pariser Zeitung, die mir in die Hände fiel, war eine Nummer des „Gaulois“, in der Edmond About voll Bewunderung Zeppelins Ritt in das Feindesland berichtete. „Sind die Zeiten der Ritter wieder gekommen, wo eine Handvoll Helden es mit einer ganzen Armee aufnahm?“ Uns aber kam an jenem Tage zuerst der Gedanke, daß es doch bald anders kommen könnte, als man es um uns herum träumte:

Es fallen die Würfel, wie Gott es will.
Wer weiß, was der kommende Morgen
Im blutigen Schoße verborgen.

Wenige Tage darauf war Hackenschmidt Zeuge, wie ein dahersprengender französischer Offizier einem Oberst zurief: „Herr Oberst, lassen Sie die Leute laufen und sehen Sie, daß Sie sich selbst in Sicherheit bringen! Es ist die größte Niederlage, die man sich denken kann!“ Und sie war es auch. Vom Schlachtfelde von Wörth konnte der deutsche Kronprinz nach Berlin melden: „Siegreiche Schlacht bei Wörth, Mac Mahon mit dem größten Teil seiner Armee vollständig geschlagen.“ 8000 Franzosen deckten das Schlachtfeld, 9000 waren gefangen. Dennoch hallte das Elsaß wider von den tollsten Lügenmeldungen über französische angebliche Siege — genau so, wie auch während des jetzigen Krieges gewisse Leute im Elsaß nicht müde werden, durch erlogene Nachrichten Mißtrauen gegen die deutsche Heeresleitung zu säen und den Geist der Zuversicht zu dämpfen.

„Es lag Methode in der Verbreitung dieser und ähnlicher Nachrichten,“ schrieb Haßenschmidt vierzig Jahre später. „Sie gingen von einer Zentrale aus, aller Wahrscheinlichkeit von Reichshofen, und wurden durch Emissäre ausgetragen. Manchmal waren sie auf ein Stück Papier geschrieben, das versteckterweise von Hand zu Hand ging. Wehe dem, der einen Zweifel äußerte! Er begegnete zornigen Blicken und wurde mißtrauisch gemieden. Aber nur Wenige wagten Zweifel, man glaubte, wenn die Kunde noch so unsinnig war, oder tat wenigstens so. Ich kann die damalige Stimmung nicht anders bezeichnen als **T e r r o r i s m u s d e r V e r l o g e n h e i t**. Und es waren dieselben, die sechs Wochen vorher das Kriegsfeuer hatten anblasen helfen, die nun in dieser Weise trügerische Hoffnungen erweckten, die Gemüter erhitzen, Argwohn und Feindschaft säten und weiterschürten. Und sie schüren heute noch nach vierzig Jahren und lassen unser armes Land nicht zur Ruhe kommen. Gott sei geklagt.“

Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse weckten wieder den Dichter in Haßenschmidt. Und auch der Deutsche in ihm rechte sich inmitten all der gewaltigen Geschehnisse zu neuer Kraft. Aus den Augusttagen des großen Jahres stammt folgendes Gedicht:

Im Kriege.

„Nach Deutschland!“ ruft der bleiche Kaiser,
Der alte Tiger lechzt nach Blut.

„Nach Deutschland!“ schreit die Menge heiser;

„Ein lust'ges Spiel macht frohen Mut.

Auf, Legionen! an die Grenze!

Zerschmettert Deutschlands junge Macht,

Und reißt ihm von der Stirn die Kränze

Und jagt in Flucht des Rheines Wacht! —“

Du aber, mein Herze! sei still, sei still!
Es fallen die Würfel, wie Gott es will,
Wer weiß, was der kommende Morgen
Im blutigen Schoße verborgen.

Der Krieg beginnt, die Kugeln glühen;
Da ist's mit Frankreichs Macht vorbei!
Der Siegeszug wird wildes Gliehen,
Und Jubelschall wird Wutgeschrei.
„Glück dir, du Kaiser, du Betrüger!“
Glück, Führer, euch! Verräterbrut!
Glück dir, du wilder töd'scher Sieger,
Und Rache! bis zum letzten Blut! —“

Du aber, mein Herze, zürne nicht!
Heut hält der allmächtige Gott Gericht.
Bewundre in Zittern und Stille,
Wie strafend waltet Sein Wille.

Nun wälzt der Feind die Feuerfluten
Von Tal zu Tal, von Land zu Land,
Nun sinken Städte, Leichen bluten,
Nun herrscht Gewalt und Mord und Brand.
Da faßt ein jedes Herz Verzagen,
Entsetzen stiert ein jeder Blick:
„Weh uns! verloren! hingeschlagen
Sind Ehr' und Ruhm, sind Lust und Glück! —“

Du aber, mein Herze, du zage nicht!
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht!
Es muß aus Tränen und Mühen
Eine Freudenernte erblühen!

Hädenschmidt mußte, daß der Eroberung des Elsasses durch Waffengewalt ein harter Kampf um die Wiedergewinnung der Herzen der Elsässer folgen würde. Freudig betrat er den Kampfplatz.

Die Verwelschung des Landes hatte ihm immer als ein Unglück gegolten. Er war davon überzeugt, daß der elsässische Volkscharakter Schaden darunter leiden müsse. Daher erschienen ihm die Franzosen im Elsaß als Verführer schlechthin. Daß sie dem Lande auch manches Gute erwiesen haben, darauf kam es jetzt nicht an. Er wollte seinen Landsleuten die Augen öffnen, wie wenig sie unter französischer Herrschaft zuletzt Herren im eigenen Hause gewesen waren, und schrieb nun den Franzosen folgende zornige Verse ins Stammbuch:

An die Franzosen im Elsaß.

Wie kommt's, daß ihr euch wundert
Ob meiner Fröhlichkeit?
Da ich mich gar nicht wundre,
Daß ihr so traurig seid.

Ihr folgt mit bitterm Grimme
Dem deutschen Siegeszug, —
Mich füllt mit hoher Wonne
Des Adlers fühner Flug!

Euch starrt das Herz vor Schrecken, —
Mir schlägt es hoch und rein!
Ihr fluchet, und ich danke —,
Wie kann es anders sein?

Im schönen Elsaßlande
War't ihr bisher die Herrn;
Wir armen deutschen Tröpfe,
Wir jammerten von fern.

Bisher war't ihr die Herren
Und herrschtet sonder Müh',
Denn alles sang und tanzte
Nach eurer Melodie.

Ließ't ihr den hohlen Phrasen
Der glatten Zunge Lauf,
So sperrte Mund und Nase
Die blöde Menge auf.

Ja, eure welschen Sprünge,
Die fanden stets Applaus,
Und euer Tand und Schwindel
Ein off'nes Herz und Haus.

Wie ihr so schön parlieren,
Das möchte jeder gern!
Wir rohe deutsche Leute,
Wir trauerten von fern. —

Ihr sprach't der deutschen Sitte,
Dem deutschen Glauben Hohn;
Ihr nahmt dem Volk sein Bestes,
Den süßen Mutterton.

Um eures schnöden Glitters,
Um eures Lobs Gewinn
Gab die betörte Menge
Der Väter Erbe hin.

Dem Gett des Lands gemästet,
Hobt ihr das Haupt so feck:
Wir lekten deutsche Treue,
Wir schämten uns im Eck! —

Wenn unsereins was sagte
Von Herzen treu und warm,
So suchte man die Achseln:
Es fehlt la forme, la forme!

Wenn unsereins was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Der arme deutsche Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic! —

Das Blatt hat sich gewendet,
Und eure Zeit ist aus!
Wir Deutsche sind nun wieder
Die Herrn in unserm Haus!

Das, was ihr einst gepriesen,
Zerfiel in Schmach und Nacht,
Das, was ihr einst verachtet,
Erhebt das Haupt mit Macht.

Was hilft ohnmächt'ges Wimmern?
Was hilft das kind'sche Schmä'h'n?
So ist's! Nun packt die Koffer!
Auf Nimmerwiedersehn!

Und du, o deutscher Besen,
Kehr' flink und rein das Haus!
Kehr' mir die welsche Sippe
Zum deutschen Land hinaus!

Schrill und grell klangen diese Klänge seiner Dichtkunst. Manchem zu schrill. Inniger und weicher äußerte sich seine Liebe zur wieder deutsch gewordenen Heimat in den beiden folgenden Liedern, die wohl zum Schönsten gehören, was wir aus seiner Feder besitzen:

Mein Elsaß deutsch!

Mein Elsaß deutsch! Mein Elsaß frei,
Mir ist, als träumt ich noch.
Ist's Wahrheit? Ist der Strich entzwei?
Zersprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längst verlor'ne Sohn?
Schallt wieder frei, so frisch und warm
Der Muttersprache Ton?

Hat sich der deutsche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Braut
Im Schatten seiner Kraft? —

Nun, brich mir nicht von sel'ger Lust,
Mein Herz, mein deutsches Herz!
Nun steige aus befreiter Brust
Mein Danklied himmelwärts!

Und du, mein Land! Mein Heimatland!
Was senkst du trüb' den Blick?
Was ballst du eine zorn'ge Hand?
Was fluchst du deinem Glück?

Du zählst die Wunden immerfort, —
Sie heilt der Liebe Macht!
Suchst Frankreichs Stern im Westen dort, —
Er sank in blut'ge Nacht.

Nach Osten blick'! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,
Ersteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!

Wenn alles hofft, wenn alles singt,
Was trauerst du allein? —
Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug' der Stein!

Du Münsterturm, so hoch und schön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgaus Höh'n,
Auf, werdet Klang und Lied!

O Helden=Dorwelt, Dichterchor!
Steig' aus der Gräber Ruh'!
Hol' frisch dein Saitenspiel hervor,
Ioldens Sänger du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb'
Dem Retter Gottgesandt,
Ein Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

Vaterlandslied eines Elsässers.

Wehe, Geist vom Osten,
Wehe sanft und lau!
Daß im schneebemosten
Winterland es tau'!
Daß es Frühling werde
In den Herzen lind,
Über unsre Erde
Wehe Frühlingwind!

Ach wie öd und traurig
Ist's im Elsaßland!
Winterhauch hat schaurig
Jeden Flor gebannt.
Doch im tiefen Grunde
Schläft in alter Kraft,
Nur erstarrt zur Stunde,
Deutschen Lebens Saft.

Schmilz die eis'ge Decke,
Geist der Heimatwelt!
Neues Leben wecke
In dem Totenfeld!
Daß im Blütenranze
Leucht' die kahle Höh',
Und im Frühlingsglanze
Elsaß aufersteh'!

An solche Zukunft vermochte Haßenschmidt aber nur dann zu glauben, wenn Deutschland, anstatt ruhmestrunken von dem Gott seiner Geschichte sich abzuwenden, in demütigem Ernste sich vor ihm beuge. Mit edlem Freimuth, den er eben nicht bloß seinen engern Landsleuten gegenüber befundete, redet er im Februar 1871 auch Altdeutschland ins Gewissen:

Der Krieg ist aus! s'ist endlich, endlich Friede!
Die Erde ist des Opferblutes satt,
Und rückwärts zieht das Heer, das siegesmüde,
Den ruhmbedeckten, blutgetränkten Pfad.

Das war ein Krieg! Seit Menschen Menschen töten,
Seit funkenstiebend Stahl an Stahl sich bricht,
Seit sich von Kains Hand die Felder röten,
Sah solchen Krieg man, solch ein Siegen nicht.

Der alten Menschheit lektgeborne Sprossen
Sie werden noch vernehmen diesen Sieg,
Die Stätten suchen, wo das Blut geflossen,
Die Gräber zählen, staunend: o der Krieg! —

Du aber, Deutschland, freue dich mit Zittern!
Du warst die Art, — ein Anderer gab den Schlag;
Du führtest aus in Schwertstreich-Ungewittern
Das blut'ge Urteil, — das ein Anderer sprach.

Eh du den Degen zogst zu Kampf und Wehre,
Hat schon dein Gott gesiegt in Himmelsruh:
Er schlug mit Blindheit Frankreichs Fürst und Heere,
Dann rief er dich und sprach: Nun schlage zu!

Und wenn du einst den starken Gott vergissest,
Der sein Gericht durch deine Hand vollbracht,
Wenn du allein zu siegen dich vermissest
Im sichern Glauben an die eigne Macht;

Wenn du vom Becher deines Ruhmes trunken
Der eignen Größe Bild zum Gott erhebst,
Und vor dir selbst anbetend hingefunken
Nicht dem Beruf, nur dem Genusse lebst, —

Dann, o mein Volk, dann schlägt auch deine Stunde,
Dann kommt auch über dich der Arm des Herrn,
Dann trink' auch du den Zornkelch bis zum Grunde
Und sink' zur Erde, schöner Morgenstern!

Dieselbe Schuld verlangt dieselbe Buße, —
Und wie jetzt Frankreichs alte Heldenmacht
Sich röchelnd windet unter deinem Fuße,
Dahingestreckt in fruchtlos blut'ger Schlacht,

So wälzt sich dann der Strom von Blut und Flammen
Auch über dich, — dein Heulen hemmt ihn nicht,
Der stolze Bau bricht über Nacht zusammen,
Und wer es hört, sagt: Das ist das Gericht!

Die große Wendung der Geschichte seiner Heimat beschäftigte Haßenschmidt auf Schritt und Tritt. Wie wunderbar redeten zu dem mit der Geschichte des Elsasses aufs beste vertrauten Manne mit dem sinnigen Gemüte die verwüsteten Ruinen Alt- und Neu-Windsteins oberhalb des Gotteshauses von Jägerthal! Hier hatte einst im Jahre 1676 der tapfere kurpfälzische Oberst Wolf Friedrich von Dürkheim den letzten Widerstand gegen die französische Besitznahme des Elsasses geleistet. Und nun hatten die alten Mauern zwei Jahrhunderte später schauen dürfen, wie Deutschlands Heer den Feind, dem sie vergeblich getrozt hatten, endlich doch wieder aus dem alten deutschen Gau verjagte. Wie konnte Haßenschmidts Leier davon schweigen!

Windstein und Wörth.

I.

1676.

Stolz trohet Burg Windstein der Stürme Wut,
Von ewigem Efeu umschlossen;
Hier hat die Treue ihr letztes Blut
Für ein deutsches Elsaß vergossen. —

Dem Burgherrn Louvois entbieten tät:
„Ihr sollt, Graf, Treue uns schwören,
Sonst kann das Volk Seiner Majestät
Die Pfalz nicht ruhig verheeren!“

Wolf Friedrich Dürckheim bescheidet sogleich:
„Es lasse Frankreich das Werben!
Ich bin ein Freigraf vom deutschen Reich
Und frei und deutsch will ich sterben!“

Nun legt sich ein Haufen Franzosen vors Schloß,
Auf dem Berge erheben sich Schanzen,
Zur Wehre stehet der Graf und sein Troß
Und höhnet dem Zorne der Franzosen.

O Gräflein, Gräflein, was wagst du den Strauß
Mit der mächtigsten unter den Kronen?
In deinem gen Pfeile gesicherten Haus
Willst trozen du den Kanonen?

Bald klappt die Bresche und bröckelt die Wand,
Es türmt sich der Schutt in den Gräben,
Die Besten der Treuen decket der Sand, —
Herr Graf, nun rettet das Leben!

Die Fallbrücke fällt, es knarrt das Tor
Am frühen nebligen Morgen,
Eh' der Feind es erschaut, bricht das Fähnlein hervor,
Bald hält sie der Waldpfad geborgen.

Und weiter geht es in schleuniger Glucht
Hinab zu dem pfälzischen Hügel,
An der Sauer, am Rande der waldigen Schlucht,
Da lassen sie sinken die Zügel.

Noch einmal wendet der Graf sich zurück
Zum Lande, dem er entsprossen,
Betrübnis umflort den spähenden Blick,
Und er fragt die Verbannungsgenossen:

„Sagt an, was ist in der Ferne der Brand?“ —
„Herr Graf, euer Schloß dort versinket!“ —
„Was wälzt sich links wie ein Strom in das Land?“ —
„Die französischen Reiter! das blinket!“

Da stößt er das Schwert zurück mit Gewalt
Und gibt dem Rosse die Sporen,
Und seufzt hinein in den herbstlichen Wald:
„Das Elsaß, das Elsaß verloren!“

II.

1870.

O Sauer, was eilst du geschwätzig und laut
Das Tal hinab über Steine?
Sag', willst du, was einst deine Ufer geschaut,
Erzählen dort unten dem Rheine?

Dein Wasser, das silbern und spiegelklar
Hervorblinkt aus Erlenweigen,
Von Menschenblut einst gefärbet war
Und aufgestauet durch Leichen.

Die Wälder, wo jetzt der Vogel singt,
Kanonenschall widerhallten;
Und wo der Schnitter die Sense schwingt,
Hat der Tod einst Ernte gehalten.

O sechster August im siebziger Jahr,
Wie klingst du den deutschen Herzen!
Dein wird man gedenken immerdar,
Gedenken mit Freuden und Schmerzen!

Dort oben am Hohlweg, den Abhang hinan,
War heiß und furchtbar das Streiten;
Da liegen gefallen Mann an Mann
Im Graben zu beiden Seiten

Verwundete, bleich, im zerstampften Gras,
Die stöhnen um Hilfe und Trinken;
Und Tote, das offene Auge wie Glas,
Das Gewehr in der treuen Linken.

Stumm ziehen die Truppen dazwischen hin
In endlos geschlossener Kette,
Und mancher denkt, mit gesammeltem Sinn:
„Wird bald auch mir so ein Bette?“

Jetzt plötzlich ein Hurra! was braust die Musik:
„Heil dir, der du siegreich gestritten?“
Noch einmal leuchtet der Sterbenden Blick:
Es kommt der Kronprinz geritten!

Mild neigt sich und traurig die hehre Gestalt
Und grüßt die Helden am Boden:
„Der schöne Sieg ward teuer bezahlt,
Gott schenkt' euch den Frieden, ihr Toten!“

Doch vor ihm der blutigen Arbeit Frucht:
Zerschmettert die feindlichen Horden,
Das gefürchtete Heer in der wildesten Flucht,
Und offen des Wasgaus Pforten.

Da strahlet sein Auge aufs neue voll Mut,
Er schwingt sein Schwert in der Sonnen,
Und ruft hinein in die Abendglut:
„Das Elsaß, das Elsaß gewonnen!“

Bis 1881 blieb Hadenschmidt in Jägerthal; dann kehrte er in seine Vaterstadt Straßburg zurück, der bis an sein Lebensende seine beste Kraft galt. Natürlich verfolgte er mit regstem Interesse die inneren Wandlungen der elsässischen Volksseele in diesen Zeitläuften. Er beklagte es tief, daß der innere Anschluß an das Deutsche Reich vielfach nur langsame Fortschritte machte, ja in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg ernstlich in Frage gestellt zu sein schien. Ein so kluger Menschenkenner wie er sah klar, inwieweit die Schuld an diesen unerquicklichen Verhältnissen in Charakterfehlern seiner Landsleute lag. Aber er wußte auch, daß es um die deutsche Sache im Elsaß heute weit besser stünde, wären nicht von seiten der deutschen Behörden so viele Fehler gemacht worden. Er klagte:

„Von uns deutschgesinnten Elsässern wird keiner mehr seines politischen Lebens froh, so sagte mir einmal, noch in den siebziger Jahren, der edle Graf Dürckheim-Montmartin. Wie oft ist mir im Lauf der Zeit dieses Wort eingefallen! Auf Rosen waren wir nie gebettet. Von den ersten Tagen, den Schreckenstagen an, wo unser Bekenntnis zu Deutschland uns Haß und Schmach die Fülle eintrug, wo uns Jugendfreunde die Tür wiesen, wo man auf der Straße mit Singern und Säusten auf uns deutete, haben wir viel Schlimmes erfahren. Wir haben es erlebt, wie von jenseits des Rheins zweideutige Elemente ohne Zahl unser Land überschwemmten, um bei uns ihr Glück zu versuchen. Wir haben erleben müssen, daß deutsche Behörden uns über Bord warfen, in der Hoffnung, damit die Gegner Deutschlands zu versöhnen. Wir haben auf Stellungen verzichten müssen, zu denen wir zuerst ausersehen waren, weil man uns, wie man uns ins Gesicht sagte, zu ausgesprochen deutsch fand; manchem von uns hat sein Deutschtum seine

ganze Zukunft verdorben. Wir mußten büßen für Eingewanderte, die dem deutschen Namen keine Ehre machten. Die Mißgriffe und Verstöße der Behörden wurden uns angekreidet. Wer sich verletzt fühlte, ließ an uns seinen Zorn aus. Jahrzehntelang wurde unsere Wirksamkeit gehemmt und unser Leben verbittert.“ . . .

Dennoch ist er den deutschen Idealen seines Lebens nie untreu geworden. In dem seit 1879 von ihm herausgegebenen Kalender „Der gute Bote“, in manchem Aufsatz im Evang. Sonntagsblatt für Elsaß-Lothringen und in andern Blättern arbeitete er unverdrossen weiter an der geistigen Wiedergewinnung des Elsasses durch Deutschland. Zu mancher brennenden Gegenwartsfrage nahm er da klare Stellung. So im „Guten Boten“ für 1906 zur Frage der Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den übrigen Bundesstaaten.

„Wir sind von Frankreich an das Deutsche Reich abgetreten und sind Eigentum des Reichs geworden, bilden aber keinen selbständigen Staat neben den andern. Unsere Politiker möchten aus Elsaß-Lothringen ein Land bilden wie Baden, Württemberg und andere, das dann ein vollberechtigtes Glied des Reiches würde. Nun aber ist die eine Schwierigkeit die: in den andern Ländern sind Fürstenthäuser entstanden, die haben die Herrschaft an sich gezogen, sind Regenten und Mittelpunkt des Landes geworden. Bei uns ist das nie der Fall gewesen; das Elsaß hat nie einen Fürsten gehabt, es ist immer eine Art Reichsland gewesen, dessen einzelne Territorien verschiedenen Fürsten gehörten, daneben Reichsstädte, kleinere Herrschaften u. dergl.; Deutsch-Lothringen ist nichts als ein abgetrenntes Stück vom großen Herzogtum Lothringen und ist für sich allein nichts. Was soll daraus gemacht werden? Eine Republik? Das ist kaum denkbar.

Sollen wir uns irgendwo einen Fürsten suchen, der unser Herzog werden möchte, wie die Bulgaren und Rumänen, ja selbst die Belgier es gemacht haben, und so einen neuen Kleinstaat gründen? Das wird wohl niemand im Ernst vorschlagen wollen, die Zeit der Kleinstaaten ist vorüber. Der Kaiser soll unser Landesherr werden, sagt man: Dann treten wir in Personalunion mit Preußen, wie Norwegen mit Schweden; und dann wäre es viel einfacher, aus uns geradezu eine preußische Provinz zu machen; da würden wir einem großen Staate einverleibt werden, in welchem junges Leben pulsiert und wo die einzelnen Provinzen ihre Eigenart bewahren können. Das werden die anderen Staaten aber niemals zugeben, aus Furcht vor der Machtvergrößerung Preußens; und bei uns würde man zu diesem Gedanken einfach sagen: „Geh mir weg! Was sind das für Plän?“ Also wird es vorderhand beim Alten bleiben, bis das Rad der Weltgeschichte von selbst uns auf einen anderen Fleck bringt. „Numme nüt gsprengt“, sagen die Berner und oft auch der liebe Gott.“

Nun, das Rad der Weltgeschichte ist seither gehörig ins Rollen gekommen. Hoffentlich behält Haßenschmidt auch mit seiner Erwartung Recht, daß Elsaß-Lothringen eine andere staatliche Form erhält, die seiner inneren Einverleibung in deutsches Wesen nicht so viel bedauerliche Hemmnisse bereitet als der jetzige Kleinstaat mit seinen engen Verhältnissen, unter denen Haßenschmidt oft so schwer gelitten hat!

Diese Verfassungsfragen bewegten ihn, weil sie für das innere Leben nicht ganz gleichgültig waren. An diesem inneren Leben lag ihm alles. Und er glaubte an eine innere Erneuerung des elsässischen Stammes wie des deutschen Volkes trotz aller Enttäuschungen. „Michael, nicht Michel!“ rief er ihm als Lösung zu.

Man kann nicht nüchterner und zugleich doch warmerherziger von des Deutschen Fehlern und Vorzügen reden, als er es in seiner geistvollen, gedrungnen Weise that, wenn er dieses Lösungswort folgendermaßen erläuterte:

Michael, nicht Michel!

Wie jedes Volk, so hat auch das deutsche seinen bösen und guten Genius. Der böse Genius ist das Phlegma, das dumpfe Dahinleben im gewohnten Geleise, die Abneigung gegen alles, was die Gemütlichkeit stört, den Geist fest anfaßt und starke Entschlüsse fordert, die Liebe zum Stammtisch, zu dumpfem Zusammensitzen mit Gleichgearteten, die Oberflächlichkeit in der Beurteilung der Dinge, das tatenlose Räsonnieren, die Energielosigkeit, mit der man sich alles gefallen läßt, die Gutmütigkeit, mit der man das Fremde bewundert, das Ureigne preisgibt und der Menge folgt, kurz was den deutschen Michel charakterisiert, der sich schon so oft vor der Welt lächerlich gemacht hat. — M i c h a e l, — ja das klingt anders, obschon das Wort nur einen Buchstaben mehr hat! Michael, das heißt: Wer ist wie Gott? Das ist eine herausfordernde Frage. Das tönt wie das Psalmwort: Mit meinem Gott will ich über die Mauer springen! und die Apostelfrage: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? wie Luthers Siegesruf: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Michael, das ist alles, was im deutschen Volk geistesmächtig ist, was Schwingen regt, was den Wagen herausheben will aus den zerfahrenen Geleisen, was groß denkt und kühn handelt, unsere großen Fürsten und Staatsmänner, unsere Reformatoren, die idealen Philosophen

und Dichter, was an den Gittern alter Vorurteile rüttelt, was im Kampf der Geister eine gute Klinge führt, was nach oben strebt, das ist Michael, und wir hoffen zu Gottes Gnade, die er so oft unserem Volk erwiesen hat, daß der Michael zuletzt doch noch den Michel aus dem Feld schlagen wird!

Wenige Wochen, nachdem Haackenschmidt (in seinem Buche über den Propheten Daniel) diese Losung ausgegeben hatte, brach der Weltkrieg aus. Die inzwischen auch heimgegangene 90 jährige elsässische Schriftstellerin Maria Rebe schrieb an Haackenschmidt: Der deutsche Michael ist auf dem Plan! Wahrhaftig, er war's! Aber auch Haackenschmidt war auf dem Plan. Ein Kämpfer hinter der Front im Silberhaar, aber mit jugendfrischem Gemüt. Während mancher seiner Landsleute auch jetzt, wo ihr Vaterland, dem sie alle Dank schulden, von allen Seiten überfallen in größter Gefahr schwebte und in niederträchtiger Weise verleumdet wurde, noch kein klares, ehrliches, eindeutiges Bekenntnis zu ihrem Volke über ihre Lippen brachten, ist alles Denken, Arbeiten und Beten des 75 jährigen Haackenschmidt bei seinem Volke. Die sprühende Feuerseele des Jünglings, die volle Kraft des Mannes und die reiche Erfahrung des Greises lebt in seinen Äußerungen aus der jüngsten Vergangenheit. Zu herrlichem Bunde hat sich christliches und vaterländisches Denken und Fühlen hier vereint. Wundervoll tritt noch einmal, unmittelbar bevor auch für diesen Unermüdlichen die Nacht kam, da niemand wirken kann, in Erscheinung, wo die tiefen Wurzeln seiner Kraft lagen.

Wer unter seiner Kanzel saß, konnte dort Unvergeßliches erleben. Am 1. November 1914 führte Haackenschmidt in einer Reformationsfestpredigt aus:

Nun denken wir uns einen Augenblick das Un-
denkbare, Unmögliche, unsere Feinde siegen, im Osten
Rußland, dieses halbbarbarische Volk, dessen Religion
blinder Aberglaube und wilder Fanatismus ist, dessen
Geschichte voll ist von grausamen Glaubensverfolgungen
bis in die Gegenwart, im Westen Frankreich, dessen
gute Eigenschaften wir schätzen, dessen große Männer
und Christen wir bewundern, das aber seit Jahrhunderten
schwankt zwischen bigottem und frivolem Wesen, zwischen
kirchlicher Knechtschaft und ausgelassenem Unglauben,
das sich gerade jetzt rühmte, Gott den Stuhl vor die
Türe gesetzt zu haben, — denken wir uns, es gelingt
ihnen, Deutschland zu unterjochen, ja, was wird dann
aus unserer Kirche, was würde aus allem, was in Jahr-
hunderten aus evangelisch-christlichem Geiste geboren
ist, aus unserer gesamten Bildung? Und wenn die teuf-
liche Absicht, mit der England gegen uns Krieg führt,
sich erfüllt, wenn es ihm gelänge, unseren Handel und
unsere Industrie zu vernichten und uns zu einem armen
Volk, wie es früher war, herabzudrücken, wäre das nicht
auch der Ruin unserer Missionswerke, der Tod aller
unserer sozialen Bestrebungen? Und nun frage ich:
Sollte es wirklich Leute unter uns geben, die so beschränkt
sind in ihrem Urteil, so verbohrt in Vorurteilen, so be-
nommen von Sentimentalitäten und Liebhabereien, daß
sie nicht einsehen und eingestehen: ein Sieg unserer
Feinde wäre die größte Katastrophe, die die Zivilisation,
die die christliche Kirche seit dem Einbruch der Türken
in Europa betroffen hat, oder, da es nicht möglich ist,
daß ein Volkswesen, das der Träger so hoher geistiger
Güter ist, das einen solchen Weltberuf hat und für seine
Erhaltung alles einsetzt, auf die Dauer ein unterdrücktes
Volk bliebe, so wäre ein Sieg unserer Gegner der Anfang
neuer Kriege, es würde nach kurzer Pause immer wieder

gekämpft, bis wir endlich dennoch unser Existenzrecht erzwungen haben. Darum ist es uns schlechterdings unmöglich, an dem heutigen Tag Gott, die Zuversicht und Stärke unserer Kirche, anzurufen, ohne unser streitendes Volk mit einzuschließen in unsere Fürbitte aus tiefstem Herzensgrund. Daß ferner das Wort Gottes unter uns laufe und wachse und wir in Frieden unseres Glaubens leben, dafür kämpfen sie draußen im Feld, dafür ringen wir im Gebetskämmerlein, und was wir fröhlich bekennen im Blick auf unsere Kirche, das lassen wir auch unserem wackeren Heere draußen gelten:

Wir fürchten uns nicht! denn der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz!

Am 8. April 1915 wurde der elsass-lothringische Landtag einberufen. Die Predigt bei Eröffnung war Haden Schmidt übertragen. Er löste seine Aufgabe in der charaktervollen Art, deren man bei ihm sicher sein durfte:

Dieser Krieg ist zum Teil unsertwegen entbrannt. Männer der früheren Landesvertretung, denen die Wähler freilich zuletzt das Vertrauen entzogen, haben in Frankreich als Zündstoff die Meinung verbreitet, das Reichsland sehne sich nach Befreiung, und im Lande selber als ihre Mission betrachtet, die Unzufriedenheit gegen die Behörden zu schüren. Sollten Sie in Ihrer Mitte Nachahmer finden, sollten sich auch jetzt noch solche Stimmen erheben, das wäre Öl in das lodernde Feuer. Der Krieg dauert fort, denn daß Deutschland sich vernichten läßt wie ein Wurm, daran kann kein vernünftiger Mensch denken — es würden neue Hekatomben auf den Schlachtfeldern fallen —, für alles das vergossene Blut, das Blut der Söhne unsres Landes, würde aber die Zukunft Sie zur Verantwortung ziehen.

Es waren erhebende Tage im August vorigen Jahres, als die Mobilmachung ohne den geringsten Anstand vor sich ging und die junge Mannschaft unsres Landes sich zu Tausenden freiwillig stellte, um Schulter an Schulter mit den Brüdern von jenseits des Rheins gegen die Feinde zu kämpfen. Es schien, als wäre jetzt das Eis gebrochen und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum großen Deutschen Reich in unserm Volk kraftvoll durchgedrungen. Der Krieg zog sich in die Länge, die Siege verzögerten sich, die Lazarette füllten sich, ein böser Wind wehte über die Dogen ins Land, Unglückliche ließen sich zum Landesverrat reizen, es geschahen schlimme Ungehörigkeiten, unvorsichtige Äußerungen zogen strenge Abndungen auf sich, Schwächliche kamen auf den Gedanken, der Krieg könnte doch anders ausfallen, als wir erwarten, und hielten es für angebracht, sachte den Mantel nach dem Wind zu drehen. In Altdeutschland steigt das Mißtrauen gegen uns; was einzelne verbrochen, wird allen zur Last gelegt, während doch unsre jungen Männer im Westen und Osten kämpfen und mit ihren Leibern die Schlachtfelder decken.

Da hilft nur das Eine, daß Sie, die Vertreter des Landes, an den Tagen Ihrer gemeinsamen Beratungen, auf welche in ganz Deutschland, ja in der ganzen Welt die Augen gespannt gerichtet sind, sich in Wort und Tat unzweideutig als deutsche Bürger bekennen. Hier müssen alle Sondergefühle schweigen, alle vielleicht begründeten Beschwerden zurücktreten, alle Parteigegensätze vorläufig verschwinden, in einem weltgeschichtlichen Augenblick wie in dem gegenwärtigen ist völlige Einigkeit und Entschiedenheit allein am Platze. Wie wichtig auch die Angelegenheiten seien, die Ihnen zur Beratung vorliegen, wichtiger ist, daß die Verhandlungen geschehen im klaren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit

mit dem großen deutschen Volk, das jetzt so todesmutig um seine Existenz kämpft. An dem großen wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung, den das Deutsche Reich seit seiner Gründung genommen hat, und der den Neid der Nachbarvölker erregte, ist auch unser Heimatland beteiligt. Ein Sieg unserer Feinde wäre der Zusammenbruch einer langen, schönen, zukunftsreichen Entwicklung. Mit dem Deutschen Reich steht und fällt unser Heimatland. *Finis Germaniae wäre auch finis Alsatiæ.*

Was die schwere, ja schreckliche Zeit, die wir durchleben, groß macht, ist der Anspruch auf Mannhaftigkeit, den sie erhebt. Unsere Zeit braucht Männer. Männer draußen auf dem Schlachtfeld, die nicht bloß furchtlos ins Feuer gehen, sondern auch standhaft im Schützengraben aushalten, und Männer daheim, die, wenn sie reden und handeln, nicht sich bestimmen lassen durch das, was rechts und links geflüstert wird, nicht durch die schwankenden Gefühle ihres Herzens, sondern allein durch das, was sie als wahr und richtig erkannt haben. Solche Männer werden auch Sie sein. Die Kirche, wenn sie ihre Pflicht tut, ist das Gewissen des Volks. Die Augenblicke, die Sie in diesem alten Gotteshause zubringen, sind nur dann kein Zeitverlust, keine wertlose Formalität, wenn hier Ihr Gewissen geweckt und gestählt wird durch den Hinweis auf die große Verantwortung, die Ihnen obliegt. Sollte in meinen Worten etwas Verlegendes liegen, so bedenken Sie, daß einer der ältesten Geistlichen des Landes zu Ihnen redet, der in jedenfalls nicht ferner Zeit vor seinem Richter erscheinen wird und dann nicht als ein Wächter, dessen Posaune keinen deutlichen Ton gibt, nicht als stummer Mund erfunden werden möchte.

Einen klaren Ton gab diese Posaune auch, als Hadenschmidt am 16. Februar 1915 einen Vortrag über den Krieg und die Lüge hielt. Hier einiges aus seinen Ausführungen:

Wider die Lüge.

Die Geschichte lehrt, daß England nur immer für seinen Vorteil gekämpft hat, immer darauf ausging, sich der Konkurrenz zu entledigen, immer es verstand, den Kampf um sein Interesse als Kampf für das Reich Gottes darzustellen. Diesmal ist ihm die Lüge vorzüglich gelungen. Mit seinem in Millionen von Exemplaren verbreiteten Weißbuch und den zugestutzten Urkunden, die es enthält, hat es uns als Friedensstörer in der ganzen Welt verhaßt gemacht. Vor kurzem wurde in England ein allgemeiner Bettag abgehalten und dabei Gott gedankt, daß in der ganzen Welt die öffentliche Meinung auf Seiten Englands stehe, d. h. daß in der ganzen Welt die englische Lüge Glauben gefunden hat. Es ist aber Blasphemie, Gott den Dank zu erstatten, der dem Vater der Lügen gebührt. Der Krieg, sagt man, ist gegen den deutschen Militarismus gerichtet. Ein Volk, das vom kaum erwachsenen Knaben bis zum ergrauten Familienvater heldenmütig dasteht und bis zum letzten Blutstropfen gegen eine feindliche Übermacht für seine Existenz kämpft, das wagt England mit seinen Söldnern und seinen halbwildem Horden als Militarismus zu verhöhnen!

Und dann die französische Lüge, wie sie ein berüchtigter Landsmann formuliert hat: Hinter den Dogesen streckt eine Million armer unterjochter Franzosen die Arme nach Frankreich aus, um aus ihrer traurigen Lage befreit zu werden! Wie ist es damit? Stellen wir die unruhigen Köpfe beiseite, die unter jeder Regierung protestieren und demonstrieren und nun einmal eine spöttische Bemerkung nicht verbeissen können. Stellen wir auf die Seite die, die vor dem

Krieg aus parteipolitischen Gründen französische Sympathien hegten und schürten. Dann kommen wir auf die wirklichen Franzosen im Lande, die eine französische Bildung genossen haben, französisch sprechen und verstehen, französische Art und Weise haben. Das sind die Leser des Temps, der Annales politiques et littéraires, die feinen Leute, die Intellectuels, wie man im Dreyfushandel sie zu nennen pflegte, das ist ein kleines Bruchstück unserer Bevölkerung, und das Frankreich, nach dem sie sich sehnen, ist nicht die Auvergne oder die Franche-Comté, sondern Paris mit seinen eleganten Kreisen. Ihr großes Unrecht ist, daß sie sich für die allein echten Elsässer ausgeben. Die Unlauterkeit dieser Aussage tritt ganz besonders auffällig zutage, wenn man nach dem Stammbaum derer forscht, die am lautesten französisches Wesen kundgeben, und die Entdeckung macht, daß sie Kinder, Enkel, nahe Abkömmlinge eingewanderter Altdeutscher oder Ausländer sind. Echt elsässisch ist unsere Bürgerschaft, unsere Landbevölkerung, und die ist deutsch, die hat deutsche Art an sich durch und durch, ja es ließe sich nachweisen, daß hier manches Urdeutsche erhalten geblieben ist, das jenseits des Rheins verloren ging. Von seiner deutschen Gesinnung zeugt die Willigkeit und Begeisterung, mit der unser Volk der Mobilmachung Folge leistete, zeugen die Tausende von jungen Leuten, die sich freiwillig stellten und bereits mit ihrem Blut ihre Treue besiegelt haben. Gerade diesen Blutzengen gegenüber ist es höchst unrecht, daß man, was einzelne verschuldet haben, der Gesamtheit aufbürdet. Die Verständigen unter unsern französisch gesinnten Landsleuten lassen darum auch den Wunsch nicht aufkommen, daß unser Elsaß wieder mit Frankreich vereinigt werde. Sie fühlen wohl, daß das für unser Land und Volk eine Umwälzung wäre mit schlimmeren Folgen als der

schlimmste Krieg. Wollte man jetzt, nachdem wir vier und vierzig Jahre wieder mit dem alten Vaterland vereinigt waren und deutsche Bildung genossen haben, nachdem die große deutsche Vergangenheit unseres Landes, die Zeit, wo Straßburg an der Spitze Oberdeutschlands das deutsche Banner hochhielt, wieder lebendig geworden ist, wo so viele wädhre Männer von jenseits des Rheins zu uns gekommen, durch treue und fluge Mitarbeit am Wohl unseres Landes unser Fleisch und Blut geworden sind, — wollte man jetzt jenen napoleonischen Versuch erneuern, unser Elsaß mit Frankreich zu verschmelzen, wie viele Generationen würden darüber zugrunde gehen? Ich glaube, es würde alles zugrunde gehen, ich glaube, es wäre der materielle, geistige und sittliche Ruin unseres Volkes und viele glauben es mit mir, die sonst nicht meine Freunde sind. Sie finden, das Glück, wieder mit den chers cousins et cousines der Annales ungehemmt verkehren zu dürfen, wäre doch um diesen Preis zu teuer erkauft.

Wie Haßenschmidt in diesem Vortrage nicht bloß die französische, sondern auch die englische Lüge brandmarkte, so nahm er auch in der Kriegszeit — und jetzt nicht zum ersten Male — Stellung gegen die falsche Überschätzung englischen Christentums, die bei uns Deutschen oft anzutreffen war. „Wie uns Christen die Feindschaft Englands ein Segen werden kann und soll“, ist die Überschrift eines Artikels von ihm im Evang. Sonntagsblatt für Elsaß-Lothringen, der gewiß weiter bekannt zu werden verdient.

„Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ so schrieb einst König Franz I. von Frankreich nach einer unglücklichen Schlacht an seine Gemahlin, und damit wollte er sagen: Was schadet die Niederlage? sie hat mich mein

Heer und meine Freiheit gelöstet, aber die Haupt-
sache, die Ehre, ist gerettet! Bei England ist es umge-
kehrt. Wie auch der Krieg ausfallen mag, den diese
Nation gegen uns führt, eines hat sie gleich am Tage
der Kriegserklärung verloren, nämlich die Ehre, das An-
sehen, das sie bis jetzt in Deutschland in überreichem
Maße genoß, das ist dahin, für lange Zeit gründlich
dahin! Daß ich es grob ausdrücke: Von einem Eng-
länder frißt in Deutschland kein Hund mehr ein
Stück Brot!

Mit welcher Hochachtung schauten wir doch stets
zu England empor! Alles, was von England kam,
wurde bewundert. Und wie bemühten wir uns um
seine Gunst und Freundschaft! Jetzt ist es mit der Ver-
ehrung aus! Denn ein Volk, das einen solchen Krieg
gegen uns führt und auf nichts geringeres ausgeht, als
uns völlig zu vernichten, bloß aus Brotneid, um einen
Konkurrenten aus dem Weg zu schaffen, — ein Volk,
das mit gedungenen Söldnern gegen uns kämpft und
wilde oder halb wilde Völkerschaften gegen uns auf-
heßt, während die Blüte unseres Volkes auf den Schlacht-
feldern blutet, — ein Volk, das uns seines Wohlwollens
versicherte und zugleich seit langer Zeit unter der Hand
gegen uns wühlte, — ein Volk, das die Gelegenheit
benützt, wo Deutschland rechts und links von mächtigen
Feinden angegriffen wird, um uns feig und heim-
tückisch in den Rücken zu fallen, verdient keine Achtung
mehr, mag es noch so reich und mächtig sein. Man
sagt freilich, daß es Engländer gibt, die den Krieg miß-
billigen. Ich will's glauben, aber sie sollten lauter
protestieren!

Jetzt, wo aller Welt kund geworden ist, was England
als Nation sittlich und religiös wert ist, müssen wir
Christen uns noch besonders schämen, daß wir das eng-

lische Christentum so über alles Maß priesen und schätzten und damit auch an unserm Teil beigetragen haben, England hochmütig und übermütig zu machen. Gewiß, wir sind England dankbar für vieles Gute, besonders für das bahnbrechende Vorbild seiner Missionstätigkeit. Wir werden immer seine großen Kanzelredner schätzen. Wir gebrauchen gern die Bibeln und Neuen Testamente, die die Britische Bibelgesellschaft herausgibt, obwohl unsere Bibelgesellschaften besseres und schöneres leisten. Auch die Heilsarmee wollen wir ihrer sozialen Tätigkeit wegen hochachten. Aber wie viel schädliches ist von England zu uns herübergekommen und ungeprüft angenommen worden!

England ist die Mutter des Sektenswesens. Die stolze englische Staatskirche mit ihren Bischöfen und Erzbischöfen, ihren prachtvollen Kathedralen und ihrem Zeremoniendienst, hat nie einen festen Boden im Volk gehabt, von Anfang an zerbröckelte sie, es lösten sich größere oder kleinere Gemeinschaften ab, die dann auch im Ausland Wurzel schlugen. Der Baptismus, der Methodismus, der Irvingianismus sind englische Erzeugnisse und haben bei uns zahlreiche Anhänger. Selbstverständlich liegt mir der Gedanke fern, diesen Gemeinschaften an den Kragen zu gehen. Sie sind längst bei uns heimatberechtigt geworden. Sie zählen ernste und tüchtige Christen zu Mitgliedern; wären diese bei uns geblieben, so würden sie als Sauerteig in unseren Landeskirchen wirken, denen es ja gewiß oft am rechten Leben fehlt. Aber statt ihr Arbeitsfeld zu sein, ist die Landeskirche ihr Sischteich; ihre Haupttätigkeit geht darauf hinaus, Christen, die bei uns zur Heilserkenntnis gekommen sind, für sich zu gewinnen. Da haben ein paar junge

Leute in London religiöse Eindrücke empfangen. Sie kommen zurück, — was könnten sie in unsern Vereinen leisten! Aber nein! sie bleiben für sich und schauen auf unsereins mit echt englischer Geringschätzung! Der vornehme Sauerteig will sich nicht mit dem ordinären Mehl vermengen.

England als Handelsvolk ist auf *E x p o r t* bedacht, auf Absatz seiner Waren und Fabrikate im Ausland. Es bringt auch seine geistlichen Erzeugnisse gern im Ausland an. Wenn einem frommen Engländer ein absonderlicher Gedanke gekommen, das Verständnis einer dunkeln Bibelstelle, wie er meinte, aufgegangen ist, dann macht er dafür bei uns Propaganda, und wie mancher harmlose Christ fällt darauf hinein! Als Kaufleute lieben die Engländer die *R e k l a m e*, sie schlagen gern die Trommel, sie machen gern Aufsehen, sie geben viel aufs Äußerliche, besonders auf große Massenversammlungen, auf Zusammenkünfte im Freien, auf außerordentliche Vorträge zur Ausbreitung des Glaubens, und das alles wurde dann bei uns begeistert nachgemacht. Das Zelt, das schon zweimal bei uns aufgeschlagen worden ist, mag für manche von Segen gewesen sein, ich selbst habe mich öfters an den Reden erbaut, daß aber im Liederbüchlein, aus dem man sang, auf 150 Lieder nur etwa zehn unserer guten alten deutschen Kernlieder stehen, die übrigen alle aus dem Englischen übersetzt, oft nur sentimentale hohle Reimereien sind, daß es auch sonst ganz nach englischer Sitte zugeht, das hat mir die Schamröthe ins Gesicht getrieben.

Ein Freund von mir, der England bereist hat, erzählte mir, das, was ihm am meisten dort aufgefallen ist, sei der schreiende Gegensatz zwischen reich und arm. Nirgends in der Welt, so urteilte er, wird so viel Luxus und Pracht entfaltet, nirgends aber ist das Elend der

Massen so furchtbar. An herrliche Paläste grenzen in London arme Quartiere mit Baracken von abstoßender Unsauberkeit. Im Geistlichen, setzte er hinzu, ist es gerade auch so. Da gibt es ganz hervorragende Christen, die einen außerordentlichen Eifer entwickeln, eine erstaunliche Bibelfkenntnis besitzen und bewunderungswürdige Opfer bringen, — während die große Masse von einer oft ganz unglaublichen Unwissenheit und Roheit in christlichen Dingen ist. Und das ist begreiflich, denn bei der Zerfahrenheit und Zersplitterung der Kirche wachsen zahllose Menschen ohne christliche Unterweisung, wie Heiden auf. Ein zerrissenes Netz läßt viele Fische durchschlüpfen. Wenn nun solche Leute einmal etwa durch eine Straßenpredigt stark angepaßt werden, da mag es, wie in Heidenländern, zu einer plötzlichen Befehrung kommen. Bei uns liegen die Dinge durch Gottes Gnade denn doch anders. Es gibt wenige, die nicht in ihrer Jugend den Katechismus gelernt haben. Bei vielen bleibt dies leider ein totes Kapital, andere jedoch machen später Gebrauch von dem, was sie gelernt haben; unter den Erfahrungen des Lebens wird ihnen ein Lehrstück nach dem andern wichtig, bis sie zuletzt durch Gottes Gnade entschiedene Christen werden. Da ist die Befehrung Sache der Erziehung, der häuslichen Erziehung zuerst, und dann der Selbsterziehung, die Frucht einer langsamen gnadenvollen Entwicklung, die das ganze Leben lang nicht zum Abschluß kommt. — Aber nun meinen viele, es müsse auch bei uns so zugehen wie in England, nur plötzliche Befehrungen seien wahre Befehrungen, man müsse Tag und Stunde angeben können, und am sichersten sei es, wenn dabei etwas außerordentliches geschieht. Vor vielen Jahren reiste eine fromme, vornehme Ausländerin durch Deutschland, um den Stand des Christentums bei uns

zu erforschen. Auch ich wurde zu ihr ins Hotel zum Roten Haus zitiert und freundlich empfangen. Nach kurzem Gespräch interpellierte sie mich: Sagen Sie mir, wie sind Sie ein Christ geworden? Als ich ihr erwiderte: Ich bin durch Gottes Gnade als Kind getauft und von frommen Eltern christlich erzogen worden, war's mit ihrem Interesse für mich sichtlich aus, ich konnte gehen. Hätte ich erzählt: Gnädige Frau, ich bin zehn Jahre ein gottloser Mensch, ein Spötter gewesen und habe in allen Sünden gelebt, bis einmal etwas geschah, der und der Vorgang hat mich aus meinem verdammten Leben aufgeweckt usw., ja, das wäre etwas anders gewesen, da hätte sie dann mich bewundert. Das ist schlimm, daß man in unsere so ganz anders gearteten Verhältnisse die englische Befehrungspraxis einzuführen versucht, daß man das einfache deutsche Christentum verseucht durch die Sucht nach allen möglichen Exzentrizitäten, nach außerordentlichen Gefühlsregungen und Nervenerschütterungen, wie man sie in England liebt, daß sich Wanderprediger erlauben, nach englischem Vorbild zu uns als Heiden zu reden. Noch schlimmer und bedauerlicher ist es, daß unsere lieben Christen, besonders die Frauen, die den Herrn Jesum schon lange kennen und lieb haben und ihm zu dienen bestrebt sind, sich dies gefallen lassen. Da sitzen die frommen Seelen ganz hingenommen; vergessen sind die Eindrücke des Elternhauses, der Unterricht des Lehrers und des Seelsorgers, der vielleicht längst droben im Himmel die Krone trägt, vergessen, was sie in ihrer Kirche Sonntag für Sonntag empfangen, da sitzen sie und bilden sich ein, daß sie jetzt erst die christliche Verkündigung vernehmen, daß sie jetzt erst sich befehren müssen!

Ich glaube, ich habe Beispiele genug gegeben, wie neben guten Einflüssen auch schlimme und schäd-

liche von England zu uns herübergekommen sind. Wenn unsere lieben Christen jetzt, wo sich England so überaus unchristlich gegen Deutschland benimmt, nüchtern werden, sich nichts vorgaukeln lassen durch das anmaßende und aufdringliche englische Wesen, sich nicht mehr einbilden, die Engländer seien Musterchristen, noch sich fangen lassen durch englische Künste, sondern die heimatliche Kirche, die Mutter, die sie zum Christentum geboren und ihre ersten Schritte auf den Weg der christlichen Heilserkenntnis geleitet hat, das Evangelium, wie es Gott durch Luther der deutschen Christenheit aufs neue geschenkt hat, unsere kraftvollen lutherischen Lieder und Erbauungsbücher wieder schätzen lernen, dann haben wir jetzt schon Gewinn von Englands Feindschaft. Das übrige wird noch kommen, wenn uns Gottes Gnade den Sieg gibt.“

Haßenschmidt wäre nicht der Mann gewesen, der er war, wenn die gewaltigen Kriegereignisse nicht wie vor 45 Jahren auch den D i c h t e r in ihm zu neuem Reden getrieben hätten. Gleich in den ersten Tagen des Weltkrieges griff er in die Saiten. Heiliger Zorn durchglüht ihn. „A n d i e H e ß e r“ wendet er sich:

Ihr habt den Krieg gewollt, nun habt ihr ihn!
Wie oft habt ihr an trauter Stammtischrunde
Ihn voller Sehnsucht an die Wand gemalt!
Wie lauschtet ihr so gern der Flüsterfunde:
Er kommt, der Rachekrieg, er kommt nun bald!
Jetzt ist er da!

Und wenn der Vetter kam vom Seinestrande,
Wie wurde der bestürmt: „Seid Ihr parat?
Denkt Ihr daran, zu sprengen unsre Bande?
Hört, wie wir seufzen nach der Rettungstat!“
Nun ist es Krieg!

Und welch ein Krieg! Wie feiner je gewütet!
Weithin in Flammen stehn die Länder jetzt,
Das Herbstgesilde wird mit Blut gerötet...
Was alle Welt in Not und Jammer setzt,
Ihr habts gewollt!

Habt ihr zuerst den deutschen Zorn zu spüren,
Hat euch die deutsche Saust den Mund verpönt,
Mit dem ihr allzeit flink war't, Haß zu schüren
Und geistreich deutsche Art und Kraft verhöhnt,
Ihr habts verdient!

Nun zieht die deutsche Mannschaft an die Grenzen,
Stark und gesammelt, wie zu heil'gem Krieg!
Der Mütter Augen unter Tränen glänzen...
Und schenkt uns Gott nach schwerem Streit den Sieg —
Ihr habt die Schmach!

Aber Frankreichs Rachedurst allein hätte den Welt-
krieg nicht entfesselt. Und größer als Frankreichs Schuld
erschien Haßenschmidt die Englands; darum gibt er
auf die Frage: „Wem gilt der Zorn?“ folgende
Antwort:

Zum Kampf gehört ein heil'ger Mut,
Zum Mute heil'ge Zornesglut,
Die lassen sich nicht trennen.

Wir hassen niemand, das sei fern!
Doch zürnen wir in Kraft des Herrn:
Das gibt ein doppelt Brennen.

Wem zürnen wir? Den Russen nicht,
Dem halbbarbarischen Gezücht,
Sie dauern uns im Grunde!
Auch Frankreich nicht, — im Stolz verlegt,
Erhoffen sie, wie Kinder, jetzt
Die süße Rache Stunde.

Der Zorn gilt einzig einem Land,
Dem Britenvolke, Stammverwandt.

Dem Brudervolk im Norden,
Das fern, aus sicherem Revier,
Kaltlächelnd zuschaut, wie sich hier
Europa's Völker morden.

Sagt an, was haben wir gefehlt
An euch, daß ihr in aller Welt
Krieg gegen uns müßt schüren?
Mit was verscherzten wir die Huld?
Der einz'ge Grund, die einz'ge Schuld
Ist, daß wir existieren!

Ihr wollt die Herren sein allein.
Weil wir auch etwas möchten sein,
Daher das neidisch Härmen!
Die Kriegsfurie habt ihr geweckt,
Die ganze Welt in Brand gesteckt,
Um euren Topf zu wärmen!

Wir haben lange euch hofiert,
Und eure Sitten treu kopiert,
Nun heißt es Schluß, ihr Herren!
Wir wissen jetzt, woran wir sind,
Und eurer frommen Reden Wind
Wird nimmer uns betören!

Nun ist es aus mit Sport und Spiel
Und mit des Fußballs Staubgewühl.
Jetzt gilt ein ander Ringen!
Die deutsche Jugend, rasch gereift,
Läßt Schläger Schläger sein und greift
Nach blanken scharfen Klingen.

Und gibt Gott unsern Waffen Glück,
Zieht unsern Fuß aus eurem Strick,
Dann — für die Not, die Qualen,
Für das vergoss'ne edle Blut,
Für aller Mütter Tränenflut
Müßt ihr die Rechnung zahlen!

Auch dieses Gedicht stammt noch aus den Augusttagen 1914. Dann kam der September mit der Schlacht an der Marne, ein langer, harter Winter, den die Franzosenfreunde im Elsaß eifrig ausnützten, um den Glauben an Frankreichs endlichen Sieg zu nähren und die Stimmung im Volke zu verderben. Und so mancher schwieg, für den zu reden Pflicht gewesen wäre. Mit Ingrimm beobachtete es Haßenschmidt und noch einmal redet der unerschrockene, freimütige Mann seinen Landsleuten ins Gewissen. „D a h e i m u n d d r a u ß e n“ ist der Gegensatz, der ihn schmerzt.

Des Landes junge Mannschaft steht im Kriege
Und kämpft zu Deutschlands Heil den harten Streit,
Daheim — ja, da verwünscht man ihre Siege
Und hält dem Feind den Lorbeerfranz bereit.

Im Felde schlägt Begeist'rung hohe Flammen —
Daheim, da schwelt im Düstern gift'ger Groll,
Da steckt die Köpfe flüsternd man zusammen
Und phantasiert, wie's anders werden soll.

Im Felde fallen Opfer ohne Ende,
Und bluten junge Helden ohne Zahl,
Daheim — fällt man dem Richter in die Hände
Und büßt in Haft verweg'nen Redeschwall.

Im Felde weicht der Feind von unsern Leuten
Zurückgedrängt, beharrlich, Schritt für Schritt.
Daheim — da steigt die Feindschaft in die Breiten
Und schleppt des Bodens trübe Hefe mit. —

Es weht ein böser Wind durch unsre Lande,
Es treibt Verrat und Falschheit schlimmes Spiel.
Wer trägt die Schuld an dieser Not und Schande?
Ich klage an! Es zürne, wer da will!

Die sind die Schuld, die sich als Deutsche fühlen,
Die mit uns schätzen deutsches Bildungsgut,
Und mit uns streben hin zu deutschen Zielen,
Doch laut dies sagen, ja da fehlt der Mut.

Die sind es, die mit Unlust das vernehmen,
Was gegen Deutschland Lug und Bosheit spricht.
Im Herzen denken sie: Ihr sollt euch schämen!
Doch laut zu rügen, ja, das wagt man nicht.

Die Friedensmenschen sind's, die ja nicht hassen,
Ja keinem weh tun wollen in der Welt,
Und darum jedem seine Meinung lassen,
Und jedem sagen, was ihm wohlgefällt.

Sie wissen, was die Welt verlieren würde,
Wenn unserm Feind gelänge, was er droht,
Und rühren keinen Finger gegen jene,
Die täglich fluchen: Deutschland in den Tod!

Schuld an dem Jammer sind die halben Freunde,
Die lauen Seelen, ohne Wucht noch Glut.
Ihr Schwanken ist Begünstigung der Feinde,
Ihr sanftes Schweigen gibt dem Hasse Mut.

So geht's nicht mehr! Die Zeit schreit: Die gewohnte,
Die süße Unentschiedenheit sei endlich aus!
Sind eure Söhne Männer an der Fronte,
Im Schlachtgebraus, seid Männer ihr zu Haus!

Hat Haden Schmidt so bis zuletzt eine scharfe Klinge geführt, so kannte doch auch seine Dichtkunst eine Aufgabe, die ihm lieber war als Anklagen. Aus den Tiefen seiner lebendigen Frömmigkeit holte er für sich selbst die Kraft zu unbeirrtem, tapferm Durchhalten. Aus dieser Quelle gab er auch andern gerne zu trinken. Das letzte Kriegslied, das er veröffentlicht hat, ist ein Sang voll starken Gottvertrauens.

Wir müssen durch!

Das Meer ist wild und tief die Flut,
Ein Meer von Tränen und von Blut,
Ein graufig Todesringen.
Es wälzt heran sich Stoß für Stoß,
Es reißt und bäumt sich riesengroß,
Droht alles zu verschlingen...
Wir müssen durch!

O meiner Heimat heil'ges Land!
Der Welt Gunst hat sich abgewandt,
Sie will dich nimmer leiden.
Sie drängen dich ohn' Unterlaß,
Ringsum ein Sturm von Wut und Haß,
Als würden Teufel streiten...
Und du mußt durch!

Schon währt ein langes Jahr der Kampf,
In Schlachtgewühl und Pulverdampf.
Wer zählt der Opfer Menge?
Es wird den Herzen angst und bang.
Gar manches seufzt: Ach Herr! wie lang,
Wie lang noch im Gedränge?
Herr, hilf uns durch!

Doch sieh, wie schrecklich auch die Schlacht,
Wie groß des Feindes Übermacht,
Es ist ihm nicht gelungen!
Der Grenzen Wacht hielt wacker stand!
Noch steht zu Wasser und zu Land
Die Heimat unbezwungen.
Der Herr half durch!

Drum sei getrost, mein Herz und Sinn!
Der bisher half, hilft fernerhin,
Wird uns den Sieg gewähren!
Millionen Mutterherzen schrei'n:
Laß bald der Not ein Ende sein!
Wie sollt er dies nicht hören?
Der Herr hilft durch!

Ja, er ist bei uns auf dem Plan,
Bald ist der letzte Schlag getan,
Der letzte Schuß gefallen.
Zieht dann, den Siegerkranz im Haar,
Heimwärts die kühne Heldenschar,
Wie wird es da erschallen:
Durch! wir sind durch!

Wenn mancher auch nicht wiederkehrt —
Er fiel und schläft in fremder Erd',
Und ist doch mit beim Feste.
Er freut sich mit in jenem Land,
Stroh schwingt die Palme seine Hand,
Sein Sieg ist doch der beste!
Gott half ihm durch!

Seither hat Gott auch dem Manne, der diese Zeilen
mit seinem Herzblut schrieb, durchgeholfen. An Luthers
Geburtstag ist der tapfere Streiter für deutsche Art

und Frömmigkeit allen Kämpfen dieser Erde entrückt worden. Unter den Wegbereitern des neuen Deutschland, dem unsere Seele entgegenharrt, war er wahrlich nicht der Geringsten einer. Er gehört unserm ganzen Volk, wie er nicht müde wurde zu beten:

In heißem Tiegel liegt mein Vaterland,
Daß ihm die Glut zur Läuterung gereiche,
Daß es verjüngt dem Flammengrab entsteige,
Dies füge des allmächt'gen Schmelzers Hand.

Besonders aber gehört er dem alten deutschen Stamme, dem er entsprossen. Möchte er hier nach dem Tode die Anerkennung und den Dank finden, der ihm zeitlebens oft vorenthalten blieb! Solange Erwins Dom in der alten deutschen Stadt Straßburg zum Himmel ragt, möge in Ehren genannt werden der Name Karl Hackenschmidts als eines deutschen Sängers und Propheten des Elsasses!



Quellennachweis.

- Vater Haden Schmidt.** Ein christliches Handwerkerbild aus dem Elsaß. Straßburg 1901.
- Karl Haden Schmidt,** Vaterlandslieder eines Elsässers. Straßburg 1871. Aus diesem Büchlein sind die Gedichte auf Seite 10, 11 ff., 21, 23 ff., 26 f., 27 f., 28 f. entnommen.
- Aus dem Wingolf.** Eine Blütenlese. Als Manuskript gedruckt. Halle 1875. Hieraus die Gedichte auf Seite 13 f., 14 f. und 15.
- Emil v. Borries,** Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815—1870. Straßburg 1916.
- Pfarrer Dr. Haden Schmidt,** Vor vierzig Jahren. Elsässiſche Volksschriften, Heft 73. Straßburg 1910.
- Serdinand Graf Edbrecht Dürckheim.** Erinnerungen alter und neuer Zeit. Vierte Auflage. Stuttgart 1910. Hieraus das Gedicht auf Seite 30—33.
- Der Gute Bote.** Straßburg 1906. 1916.
- Karl Haden Schmidt,** Der Prophet Daniel. Gütersloh 1914.
- Pfarrer Dr. Haden Schmidt,** Reformationsfest im Krieg. Predigt über Psalm 46, 2—6. Straßburg, Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.
- Deutsch-Evangelische Korrespondenz** vom 18. April 1915. Die ganze auf Seite 40 ff. bruchstückweise mitgeteilte Predigt findet sich in „Gottes Wort in eiserner Zeit“. Neue Folge S. 144 ff. Marburg 1915.
- Dr. K. Haden Schmidt,** Der Krieg und die Lüge. Vortrag. Straßburg 1915.
- Evangelisches Sonntagsblatt für Elsaß-Lothringen.** Hier ein Artikel von Sederlin über Haden Schmidt, Jahrg. 1916, Nr. 6 und 7. Haden Schmidts Artikel „Wie uns Christen die Feindschaft Englands“ usw. steht in der Nr. 41 des Jahrgangs 1914 vom 11. Oktober.
- Straßburger Post** 1914, Nr. 893 („An die Heizer!“) Nr. 936 (Wem gilt der Zorn?) 1915, Nr. 319 (Daheim und draußen). Vgl. auch 1913, Nr. 859 (Artikel Haden Schmidts zur Jubelfeier des Prot. Gymnasiums) und 1915, Nr. 868 (Karl Haden Schmidt von W. Kapp)
- Das Titelbild** entstammt dem Werke von Emil v. Borries „Deutsche Dichtung im Elsaß 1815—1870“ und wurde von der Verlagsbuchhandlung Karl J. Trübner gütigst überlassen.
-